



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diese Probe zeigt, daß die Selbstbiographie Dittersdorfs nicht bloß nach der musikalischen Seite ausgiebig ist. Leider klingt sie sehr trüb und bitter aus. Als der Fürstbischof Graf Schaffgotsch gestorben war, weigerte sich der Nachfolger, die an Dittersdorf gemachten Zusicherungen zu übernehmen. Er wurde mit dreihundert und etlichen Gulden, dem Zehntel seines bisherigen Gehalts „jubilirt,“ verfiel in Ärger, Krankheit und Armut. Ein alter Freund, Ignaz Freiherr von Stillfried, nahm ihn zu sich, bei ihm auf Rothlhotta (bei Neuhaus) hat er seine letzten Tage verbracht und seinem Sohn die Selbstbiographie in die Feder diktirt, damit der Ertrag, wenn er gestorben sei, den Seinigen zu gute käme. Für seine Kompositionen fand er keine Abnehmer mehr. „Ich verehere — lautet einer der letzten Sätze — meine liebe, gute, deutsche Nation; aber wenn es auf Unterstützung ankommt, da — leider — sind wir nicht zu Hause.“

Auch die Lebensbeschreibung, die 1801 bei Breitkopfs gedruckt wurde, ist ziemlich unbeachtet geblieben. Als ein Roman, in dem alles Wahrheit ist, als ein lehrreiches, für die Musikgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts unentbehrliches Buch sei sie dringend empfohlen. Vielleicht reizt sie einen Verleger zu einem Neudruck mit Erläuterungen!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Fahrt des deutschen Kaisers nach England. Die schon im Frühjahr beschlossene Reise des deutschen Kaisers soll, wie es heißt, im Spätherbst vor sich gehn. Tempora mutantur, aber Verabredungen von Fürstenbesuchen müssen unter Umständen, wie es scheint, allen Veränderungen der Zeiten zum Troß aufrecht erhalten bleiben. Das ist wohl für die Fürsten selbst am unbequemsten. Unter ganz unverfänglichen Umständen angesagte Besuche können auch unter den allerverfänglichsten nicht ohne weiteres abgesagt werden, und hinreichende Vorwände zu finden mag manchmal auch der geriebensten Diplomatie recht schwer fallen. Wir wissen nicht, warum man im Frühjahr den Besuch des deutschen Kaisers angesagt hat, und warum man an der Ansage festhielt, obgleich die Annahme in England bis zum Spätherbst vertagt wurde, wir wissen auch gar nicht, ob unsre Diplomatie jetzt ernstlich auf einen Vorwand zur Absage bedacht war, und ob sie einen solchen noch finden könnte, wenn sie wollte. Die ganze Sache war in undurchsichtigen Nebel gehüllt von Anfang bis zu Ende. Wir müssen uns dabei bescheiden, daß bisher nichts bekannt geworden ist, was dem Besuch des Kaisers am Hofe seiner Großmutter unter minder verfänglichen Umständen, als sie der Spätherbst gezeitigt hat, eine besondre politische Bedeutung beigelegt hätte, und wir können zu dem Charakter und zu der Einsicht unsers Kaisers und zum Geschick seiner Diplomaten

das Vertrauen hegen, daß alles gethan worden ist, was dem Besuch, wenn er wirklich noch geschieht, auch unter den veränderten Umständen keine besondere politische Bedeutung giebt.

Darüber aber darf die politische Presse Deutschlands, die treu zum Kaiser steht, unter keinen Umständen einen Zweifel aufkommen lassen, daß die Notwendigkeit der Reise jetzt vom deutschen Volk in selten erlebter Allgemeinheit und Tiefe bedauert werden würde. Es wäre ein Unglück, wenn unsre leitenden Staatsmänner das nicht verstehen könnten oder wollten.

Eine angesehenere regierungsfreundliche Hamburger Zeitung hat über die Bitte, die eine jüngst dort veranstaltete Volksversammlung an den Kaiser gerichtet hat, er möge die Reise nach England aufgeben, die Bemerkung gemacht, es habe keinen Sinn, den bei dieser Gelegenheit mit elementarer Gewalt zu Tage tretenden „Engländerhaß“ zu ignorieren. Thatsächlich würde die Kaiserreise dem nationalen Empfinden weiter Volkskreise eine schmerzliche Enttäuschung bereiten. Aber trotzdem sei die Kundgebung zu bedauern: Deutschland mit seiner lächerlich kleinen Flotte habe nicht die entfernteste Möglichkeit, in überseeischen Fragen gegen England aufzutreten.

In der bessern Tagespresse ist uns selten ein solches Gemisch von Nichtigem und Falschem begegnet; aber die ganze übliche Beurteilungsweise der Frage wird dadurch in ihrer trostlosen Unfruchtbarkeit treffend charakterisiert. Es ist gewiß wahr, daß in dem allgemeinen und tiefen Bedauern über die Fahrt ein Empfinden und Erkennen im deutschen Volke mit elementarer Gewalt zu Tage tritt, das „zu ignorieren keinen Sinn“ hat, oder vielmehr ein arger politischer Fehler wäre, obgleich uns im allgemeinen gegenüber solchen in sogenannten Volksversammlungen zustande gebrachten Äußerungen der sogenannten Volksseele eine starke Dosis kritischer Zurückhaltung angebracht zu sein scheint. Aber ganz verkehrt ist es jedenfalls, das heute in der That in Deutschland empfundne Bedauern über die Kaiserreise als „Engländerhaß“ zu bezeichnen. Es ist dagegen die allerhöchste Verwahrung einzulegen, denn dadurch wird der politischen Strömung, die leider heute in England Oberwasser hat, neues Wasser auf die Mühle gegossen.

Es ist in jüngster Zeit auch in Berliner Bank- und Börsenkreisen häufig die berechtigte Entrüstung über die frivole und gemeingefährliche Gewaltpolitik des Herrn Chamberlain gegen Transvaal als Engländerhaß darzustellen versucht worden, und dahin lautende Waschzettel der an der Randminenspekulation interessierten deutschen Geldmänner sollen wiederholt die Redaktionen „freisinniger“ Tagesblätter der Reichshauptstadt befruchtet haben. Das Spiel, das hier getrieben wird, liegt so klar am Tage, daß eigentlich kein Wort darüber gesagt zu werden brauchte. Auf die Überzeugungen des deutschen Volkes wird es keinen Einfluß ausüben, oder einen den Börsenbaronen unerwünschten. Wenn sich jetzt gerade jüdische Zeitungspolitiker im Interesse der deutsch-englischen Spekulanten für die Chamberlainsche Störer- und Räuberpolitik erwärmen, so sollen sie sich später auch nicht beklagen, wenn der Antisemitismus wieder offnere Ohren und Herzen im Volke findet. Diese superklugen, angeblich freisinnigen Herren brüsten sich damit, daß jetzt die internationalen Kapitalgrößen, und nicht mehr die Fürsten und Völker, oder gar Recht und Moral souverän über Krieg und Frieden entscheiden; bei Licht betrachtet sind sie aber nichts als kurzsichtige Narren, die nur Augenblickserfolge und Agiogewinne kennen, und für die Adam Smiths hartes Urteil noch heute gilt: Wo es sich um das Gemeinwohl handelt, darf man keinen Kaufmann fragen!

Keineswegs aus „Engländerhaß“ würde das deutsche Volk die Fahrt des

deutschen Kaisers nach England bedauern, sondern weil es die Chamberlainische Politik gegen Transvaal als ungerecht, räuberisch, übermütig und verlogen sondergleichen mißbilligt und deshalb nur mit Furcht und Schrecken daran zu denken vermag, daß der Besuch des Kaisers, der unlängst noch den Gefühlen seines Volks in der Glückwunschdepesche an Krüger zum Siege über Chamberlains Spießgesellen Jameson beredten Ausdruck gegeben hat, jetzt, gerade in diesem Augenblick, wo fast die ganze zivilisierte Welt den Buren den Sieg wünscht, als ein Pater peccavi vor den imperialistischen Friedebrechern jenseits des Kanals, als ein reumütiges Irrtums-, wenn nicht gar Schuldbekennnis von Herrn Chamberlain und seinen hohen und allerhöchsten Freunden und Genossen hingestellt und aufgefaßt werden könnte. Das ist der einfache, klare, unzweifelhafte Tatbestand der „Bewegung“ — wenn man so sagen darf — gegen die Kaiserreise.

Diese Befürchtungen sind an sich keineswegs unberechtigt. Im Dunkeln sieht man alles schwarz, und diese ganze Sache ist eben in Dunkel gehüllt gewesen von Anfang bis zu Ende. Und deshalb ist es kein Wunder, wenn das Volk in seinen Besorgnissen zu weit geht, und es ist kein Wunder, wenn das Volk denen Glauben schenkt, die ihm sagen, die Reichspolitik wolle — zu schwach, auf eigne Faust „Schnapphahnpolitik“ zu treiben — doch wenigstens, in Chamberlains „Nielwasser segelnd,“ an der Schnapphahnpolitik der englischen Imperialisten ein Profitchen machen. Es ist endlich kein Wunder, wenn auch die Kaiserreise wieder erfolgreich von denen ausgebeutet wird, die sich nur allzulange schon erfolgreich bemühen, das Vertrauen des Volks zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen zu untergraben.

Es ist nicht wahr, daß der Bewegung Haß gegen die Engländer zu Grunde liegt. Auch schon deshalb nicht, weil, wie bekannt, die Engländer selbst zu einem beträchtlichen Teil ganz dieselben Gefühle gegen Chamberlain und seine Transvaalpolitik hegen wie das deutsche Volk. Man unterschätze doch ja nicht die Bedeutung der Opposition, die der Burenkrieg, auch abgesehen von den Irländern, im britischen Parlament gefunden hat. Der Krieg war ausgebrochen, englische Truppen waren angegriffen, als die Parlamentsverhandlungen begannen. Mit kluger Berechnung hatte die imperialistische Gesellschaft das fait accompli geschaffen. Es verstand sich von selbst, daß auch von den überzeugten Gegnern der imperialistischen Schnapphahnpolitik die Mittel zum Krieg nicht versagt wurden, sie sich überhaupt die größte Reserve auferlegten. Aber was sie trotzdem der Regierung vorgeworfen haben, gewinnt dadurch nur doppeltes Gewicht. Der große Haufe folgt in England wie bei uns wenigen wissenden, aktiven Politikern. Die Imperialisten haben eine gefährliche Kraftprobe unternommen, fast scheint es: eine verzweifelte. Selbst wenn über kurz oder lang die britische Geldmacht über die armen Buren siegt, was wird der praktische Engländer an reellem Gewinn herausrechnen können beim Vergleich der Lage nach dem Siege und vor dem Kriege? Man überlege das nur einmal nüchtern, und man wird einsehen, daß Herr Chamberlain und die Seinen in einem im britischen politischen Leben unerhörten Grade *va banque* spielen. Das deutsche Volk hat guten Grund, sich vor der Möglichkeit zu entfesen, daß der deutsche Kaiser bei seinem Besuch den Gegnern des Imperialismus und des Transvaalfeldzugs öffentlich als Freund und Verehrer des Chamberlainischen Regimes vorgestellt werde.

Die Gegner des Imperialismus und des Transvaalkriegs in England — das darf man aussprechen — sind unsre Freunde, Chamberlain und die Seinen unsre Feinde. Hat man das *Ceterum censeo* des Imperialismus: *Germaniam esse*

delendam — ganz vergessen? Hat man vergessen, was die Saturday-Review vor zwei Jahren schrieb und jetzt wiederholt: England wisse, daß wenn heute Deutschland vernichtet werde, morgen jeder Engländer reicher sein würde? Haben nicht die Vorgänge von Samoa hinreichend deutlich daran erinnert, daß das wirklich der Wahn der herrschenden Partei in England ist? Die Schnapphahnpolitiker in England haben Recht mit diesem Deutschenhaß, wenn wir uns selbst als Schnapphähne aufspielen. Und die Gegner der Schnapphahnpolitik in England können deutsche Schnapphähne auch nicht als Freunde brauchen. Eine deutsche Politik, die im Kielwasser Chamberlains segelt, hat nicht einmal auf ein britisches Almosen zu rechnen. Das wissen der Kaiser, Hohenlohe und Graf Bülow, und es ist nicht zu befürchten, daß sie auf der Fahrt nach England nicht daran denken würden.

Aber die Entrüstung über die Chamberlainsche Politik der Heuchelei, des Rechtsbruchs und der rohen Gewalt regt sich doch auch keineswegs allein im deutschen Volke und in England. In der ganzen zivilisierten Welt ruft der englische Imperialismus die schärfste Opposition hervor, und das deutsche Volk hat allen Grund, sich dieser Gefühlsübereinstimmung zu freuen. Schon deshalb, weil sie gegen den gefährlichsten Feind seiner eignen Zukunft gerichtet ist, der Zukunft, die auf dem Wasser liegt. Hat das deutsche Volk dann aber nicht auch Recht, wenn es besorgt davor ist, der englische Imperialismus, der jetzt die englische Regierung ist, könne den Kaiserbesuch auch vor dem Auslande dazu ausnützen, das Deutsche Reich noch mehr zu isolieren, ihm die ohnedies nicht reichlichen Sympathien, die es hat, vollends zu rauben? Mißtrauische Gemüter — und die Chamberlainschen Praktiken sind doch recht sehr geeignet, mißtrauisch zu machen — könnten wahrhaftig auf den Gedanken kommen, man habe in England den Besuch des Kaisers absichtlich bis zum November hinausgeschoben, um diesen Zweck zu verfolgen. Erst nachdem der Krieg in Transvaal entfesselt war, sollte unser Kaiser von Chamberlains Anhang als Gast der Königin gefeiert werden, damit diese Feier dem Auslande als eine recht ausgiebige Demütigung des Deutschen Reichs dargestellt werden könnte.

Wir teilen diese Besorgnisse nicht, weil wir es für ausgeschlossen halten, daß unsre Diplomatie den britischen Falkenstellern so kläglich wenig in die Karten gesehen habe, daß sie nicht einen solchen Mißbrauch des Kaiserbesuchs verhindern sollte, selbst wenn eine etwas unhöfliche Absage des Besuchs dazu nötig gewesen wäre. Aber darüber kann — das müssen wir nochmals betonen — gar kein Zweifel sein, daß das deutsche Volk mit Zug und Recht der Fahrt seines Kaisers eine tiefere Bedeutung beimißt, um so mehr, je treuer es zum Kaiser steht.

Wenn das Hamburger Blatt, das wir oben zitierten, die Bitte der Hamburger Volksversammlung an den Kaiser, seine Reise aufzugeben, bedauert, so hat das eine gewisse Berechtigung: die Volksversammlung kann ebenso wenig wissen, ob das geht, wie wir. Aber gar keine Berechtigung hat es, wenn das Blatt sein Bedauern mit dem Sage begründen will: Deutschland mit seiner lächerlich kleinen Flotte habe nicht die entfernteste Möglichkeit, in überseeischen Fragen gegen England aufzutreten.

Darum handelt es sich ja gar nicht. Es handelt sich darum, daß der Besuch im jetzigen Augenblick als ein Auftreten für England, d. h. für Chamberlain gedeutet werden könnte. Es wäre ja toll, anzunehmen, daß unsrer kleinen Flotte wegen der deutsche Kaiser der Politik des Herrn Chamberlain Statistendienste verrichten müßte. Es wäre freilich auch die korrekte logische Konsequenz der imperialistischen Doktrin, die heute schon in deutschen Köpfen so bedenklich Platz gegriffen

hat. Der deutsche Kaiser sollte gezwungen sein, den Novemberbesuch in England zu machen, weil die englische Regierung eine Abgabe als eine Mißbilligung ihrer imperialistischen Politik ansehen müßte und uns dafür gewaltthätig bestrafen könnte. Der deutsche Kaiser wäre, um der Blockade oder der Beschießung unsrer Häfen zu entgehen, verpflichtet, sich jeder Äußerung der Mißbilligung der englischen Politik zu enthalten, auch wenn die Äußerung nur im Unterlassen eines Aktes bestünde, dem nach den obwaltenden Umständen die Bedeutung eines Einverständnisses beigelegt werden könnte. Das ist heller Unsinn. Wäre die zivilisierte Welt schon so weit in die imperialistische Verrücktheit verrannt, so wäre die Katastrophe lieber heute als morgen zu wünschen, und die Blockade oder Beschießung unsrer Häfen spielte dabei gar keine Rolle. Dann gälte es für uns wie für die Buren den Kampf bis aufs Messer. Es wäre eine Schmach und eine Schande für die Enkel und Urenkel der Männer, die Napoleons Gwalttherrschaft abgeschüttelt haben, sich vor dem Kampfe gegen diese Chamberlainsche Tyrannei zu fürchten. Doch, wie gesagt, das ist heller Unsinn. Soweit ist die Welt noch nicht der Verrücktheit verfallen, und soweit wird sie ihr auch nicht verfallen.

Aber zum Erschrecken ist es, daß so etwas schon von sonst verständigen Menschen geschrieben und auch geglaubt werden kann. Diese Engländerfurcht ist noch schlimmer als die Engländerliebe der Berliner Börse. Sie bringt den Größenwahn der herrschenden Clique in England vollends außer Rand und Band, und sie ist geeignet, die Kaiserreise doppelt und dreifach verhängnisvoll zu machen.

Sedenfalls ist der Kaiser der letzte, der es zuließe, daß man der Ehre und dem Interesse des Deutschen Reichs auch nur im geringsten zunahe träte. Herr Chamberlain hat, mag die Reise ausgeführt werden oder nicht, wenn er darauf spekuliert, die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

ß

Julius Moser und Lord Tennyson. Von Julius Mosers Dichtungen haben wir zwei Gesamtausgaben (1863 und 1880). Sein Landsmann, Max Bschommler in Plauen, giebt jetzt „Ausgewählte Werke“ heraus in vier Bänden, von denen zwei vorliegen, jeder Band kostet drei Mark (Leipzig, Arwed Strauch). Das Unternehmen ist dankenswert, denn Moser verdient nicht vergessen zu werden, und für vier Bände hat jemand wohl noch Platz in seinem Schranke und auch vielleicht noch Zeit zum Lesen, dem die doppelte Zahl zu viel wäre. Die Verehrung und die warme Liebe für seinen Schriftsteller wirken bei dem Herausgeber wohlthuend, die Kenntnis seines Gegenstands versteht sich bei ihm von selbst, die Kritik und die auf der Vergleichung beruhende literaturgeschichtliche Betrachtung sind nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen. Mosers Epen und Dramen werden heute schwerlich noch viele Leser finden. Seine Lyrik enthält zwei unvergängliche Stücke: „Zu Mantua in Bänden“ und „Der Trompeter an der Raibach.“ Zwei Potentkieder waren einst wenigstens berühmte Zeitgedichte. Die übrigen, auch die Kreuzschnabellieder, zeigen trotz schöner Einzelheiten doch keine starke lyrische Begabung; zu viel Längen, häufige Flickworte und dem Reim zuliebe gesuchte Stützen. Die Vergleichung mit Lenau, an den ein neuerer Literaturhistoriker erinnert, greift hier schon viel zu hoch. Dagegen war Moser ein hervorragender Erzähler. Für die ausgezeichnete zeitgeschichtliche Schilderung seines Romans „Kongreß von Verona“ werden heute zwar nicht mehr viele Stimmung und Zeit übrig haben. Aber die Novellen aus seiner Dresdner Zeit, vor seiner Übersiedlung nach Oldenburg (1844), in den Rahmen einer abendlich versammelten Tafelrunde eingefast („Bilder im Moose“), sind Perlen unsrer erzählenden Litteratur. Hier

zeigt er sich als ein Poet von Gottes Gnaden. Man könnte es bedauern, daß er durch die Berufung nach Oldenburg, die äußerlich sein Glück zu sein schien, von dem Boden dieser Erzählungen und der heißgeliebten Heimat hinweg als Dramaturg des Hoftheaters scheinbar höher liegenden Aufgaben zugeführt wurde, wenn nicht das tiefere Mitleid mit dem schweren Siechtum, das ihn bald danach erfaßte und bis an sein Ende festhielt, jeder solchen Betrachtung den Faden abschnitt. Sein Leben wurde nun zu einer unendlich traurigen Leidensgeschichte. Er trug die Liebe zu seiner Heimat, den stillen Waldthälern des Vogtlands und ihren ernstern, tüchtigen Bewohnern im Herzen, als einen Schatz von Erinnerungen, von denen er draußen lebte, oft aber auch als schmerzliche Sehnsucht nach einer Welt, die ihm nun äußerlich für immer verschlossen war. Einmal noch fand er sich schriftstellernd in sie zurück, in einer reizenden 1848 niedergeschriebenen Schilderung seiner frühesten Jugendzeit, worin er das Schönste und Tiefste niedergelegt hat, was ein reichbegabter Mensch über die seligste Zeit seines Lebens sagen kann. Darin erzählt er auch von seinen Vorfahren, z. B. einem prächtigen Großvater, der einst als Hofmeister seinen adelichen Zöglingen zwei Reitpferde geholt hatte aus der Prager Schlacht, die er im Vorübergehn als Freiwilliger mitmachte, der dann eine Braut auf abenteuerliche Weise zu Pferde entführte und zuletzt als Schulmeister in Arnoldsgrün lebte, ein gewaltiger Rimrod, der es allen Jägersleuten zuworthat, sodaß man meinte, er stehe mit dem Bösen im Bunde, der Vogelstimmen nachmachte und damit jegliche Art von Waldvögeln an sich lockte, die sein kleiner Enkel zu sehen beehrte. Das grenzt ans Wunderbare, ist aber von dem Erzähler selbst erlebt, und dieser Anfang einer Selbstbiographie ist auch von Schönmüller in seine Auswahl aufgenommen worden. Es hat einen eignen Reiz, sich in diese Jugenderinnerungen zu versenken. Das war wirklich eine Kindheit und eine Umgebung von Menschen und Natur, die eine dichtende Seele nähren und füllen konnten. Wenden wir von hier aus noch unsern Blick den drei schönsten Novellen seiner „Bilder im Moose“ zu: Das Heimweh, Die blaue Blume, Ismael. Alle drei behandeln das Thema des Heimwehs und sind an die vogtländische Heimat und Eindrücke der Kindheit geknüpft. Die zwei ersten führen noch allerlei phantastische, weitschweifende Erfindung mit sich, wie wir sie bei den ältern Romantikern antreffen; Tieck lebte ja bis 1841 in Dresden. Aber nach einer gelegentlichen Bemerkung Mosens hat „dieses ewige Hineinschwindeln in das Unausprechbare“ seiner Art widerstanden. Mosens ist viel konkreter, kräftiger und gesünder als Tieck in seinen Novellen, er ist in der That, wenn man darauf achten will, ein besserer Erzähler, und neben seiner tiefen poetischen Empfindung, rein formell betrachtet, ein klarer, präziser und mit kurzen Worten treffender Darsteller. Sein „Ismael“ ist frei von aller Phantastik, abgeklärt und wirklich wunderbar ergreifend, er verdient einen Ehrenplatz zu dauerndem Gedächtnis, den höchsten, den ich mir denken kann, eine Stelle in den besten Lesebüchern für unser deutsches Volk!

Das Thema des „Ismael“ — die Braut des Verschollenen, der zurückkehrt, nachdem sie eines andern Frau geworden ist — hat Tennyson in seinem „Enoch Arden“ wieder aufgenommen (1864). Dem berühmten englischen Gedicht ziehe ich die anspruchslöse deutsche Erzählung vor. Aber das ist vielleicht eine Sache des litterarischen Geschmacks. Hierüber findet sich kein Wort in einem eben erschienenen Buche von Th. A. Fischer, Leben und Werke Alfred Lord Tennysons (Gotha, Perthes). Es will eine Lücke ausfüllen in der Kenntnis der Deutschen. Von den drei bedeutendsten Schriftstellern des Zeitalters der Königin Viktoria, Carlyle, Ruskin und Tennyson, sei ihnen nur der erste bekannt, von dem zweiten wüßten sie „leider

fast nichts“; von Tennyson außer dem Enoch Arden so gut wie nichts, und sein Lebenslauf, ohne den die neuere englische Litteratur nicht verstanden werden könne, sei ihnen „ein verschlossenes Buch.“ Hiergegen ist zunächst zu erinnern, daß Ruskin mit seinem auf die englische Gotik aufgebauten System von Volkskunst und allgemeiner ästhetischer Erziehung zwar für die Engländer eine höchst beachtenswerte Erscheinung ist, für uns Deutsche jedoch ein etwas wunderlicher und entbehrlicher Evangelist sein dürfte, obwohl er uns keineswegs so unbekannt geblieben ist, wie Fischer wähnt; die Kunstzeitschriften beschäftigen sich viel mit ihm, und außerdem ist längst eine gute Zusammenstellung seiner Aussprüche unter dem Titel: „Wege zur Kunst“ von Jakob Feis in zwei Bändchen bei Heitz in Straßburg erschienen. Was nun Tennyson betrifft, so ist kaum ein größeres Werk von ihm von seinen eignen Landsleuten ohne Widerspruch hingenommen worden. Er war poeta laureatus seit Wordsworths Tode, aber sicherlich waren Walter Scott oder Dickens stärkere Poeten als er. In jener eigentümlichen Würde hat er einen sehr berühmten Vorgänger, den wir heute geringschätzig unter die gelehrten Dichter rechnen, Dryden, aber der überragt ihn um verschiedne Kopflängen. Die Oden auf den Tod von Mrs. Killigrew und auf den Cäcilientag wiegen vielleicht Lord Alfred Tennysons gesamte Poesie auf. Von der wohlgemeinten Versicherung, daß Tennyson ein großer Dichter gewesen sei, hat der Leser nichts, auch wenn sie noch so oft wiederholt wird, er möchte etwas davon empfinden aus den angeführten oder behandelten Stellen seiner Werke. Glaubt aber der Verfasser wirklich, daß die „Königsidyllen,“ denen er ganze sechzig Seiten widmet, für irgend einen deutschen Leser, der nicht etwa Lehrer des Englischen ist, Interesse haben können? Wer die allegorisierende englische Romantik will, der holt sie sich doch besser gleich bei Spenser! Die Lebensgeschichte ferner mit allen ihren Beziehungen zu hohen und allerhöchsten Herrschaften hat einen so spezifisch englischen Zuschnitt und bietet außerdem so wenig besondres, daß jemand, der sie nicht kennt, kaum etwas an Zeitverständnis einbüßen wird. Nun hätte sich ja auch über eine so wenig ausgeprägte Erscheinung, wie sie der Dichter Tennyson ohne Frage ist, ganz im Gegensatz zu seinen knorrigen Müßstrebenden Carlyle und Ruskin, sehr wohl ein lezenswertes deutsches Buch schreiben lassen. Aber dem Verfasser, der sich als Übersetzer Verdienste erworben hat, ist die Lösung dieser Aufgabe nicht geglückt. Eher könnten wir uns denken, daß sein Buch Engländern gefallen würde. Die Ansprüche eines bessern deutschen Lesepublikums hat er sich jedenfalls nicht klar gemacht. Daß sein Buch in einzelnen Ausdrücken und Wendungen viel undeutsches und fehlerhaftes enthält und sich bisweilen wie eine Übersetzung liest, soll nur nebenher bemerkt werden. Sein Hauptfehler ist, daß es jemand, der Tennyson kennen lernen möchte, in schleppender Berichterstattung und ohne klare Gruppierung ein keineswegs leicht aufzunehmendes Bild giebt, das wir in seiner starken Verschönerung nicht einmal für richtig halten können.

U. P.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig